Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

128 (4.6.1932) Die Mußestunde

Visual Library

Errichtung eines Zuchthauses!) gab. Die Familienanzeigen bürgerten sich erst verhältnismäßig spät ein; die erste Todesanzeige erschien 1790 in der Leipziger Zeitung, die ersten Verlobungsanzeigen tauchen 1816 auf und das erste, in einer deutschen Zeitung veröffentlichte Heiratsgesuch im Hamburgischen Correspondenten vom 23. März 1792. — In außerdeutschen Ländern gab es lange Zeit eine Annoncensteuer (Inseratenstempel), die in England bis 1853, in Oesterreich sogar bis 1874 erhoben wurde. 1879 in Deutschland gemachte Versuche zur Einführung einer derartigen Abgabe scheiterten.

Welt und Wissen

Der hundertjährige Geburtstag der Briefmarke. England feiert in diesem Jahre den hundertjährigen Geburtstag der Freimarke. Im Jahre 1832 wurde die erste Briefmarke der Welt auf Betreiben des Postunternehmers Rowland Hill in England eingeführt. Veranlassung dazu bot ein grotesker Vorfall. Ein junges Mädchen war mit einem Angestellten verlobt. Beide wohnten leider ziemlich weit voneinander entfernt und das Porto für einen Liebesbrief, das damals wie bei allen Postsendungen vom Empfänger durch Nachnahme kassiert wurde, belief sich auf einen Schilling. Um Geld zu sparen, hatten die beiden Liebesleute ein geniales Verfahren sich zu verständigen ersonnen. Sie schickte an ihn einen Brief. Er verweigerte die Annahme. Und der Brief kam wieder kostenlos zurück. Aber in einer Ecke trug er die Geheimzeichen einer Art „Stenographie", die die beiden Verlobten vereinbart hatten. „Es geht mir gut", oder „Tausend Küsse" und „Habe Sehnsucht", alles hatte sein bestimmtes Zeichen. Wieviele Briefe wanderten so hin und her? Man weiß es nicht; man weiß nur, daß die Verlobten monatelang auf diese Art heimlich, kostenlos und ausgezeichnet „korrespondierten" und den Postunternehmer um manchen klingenden Schilling betrogen.

Durch einen Zufall kam Rowland Hill hinter den Schwindel. Er war natürlich empört. Gesetzlich ließ sich nichts gegen die beiden „Schmuggler" unternehmen, aber dafür wurde die bisherige Portonachnahme bei Postsendungen sofort aufgehoben. Statt dessen mußte das Porto nunmehr jedesmal im Voraus bezahlt werden. Als Quittung klebte man einen kleinen abgestempelten Zettel auf den Brief — das war die erste primitive Freimarke, die dann, um Nachahmungen zu verhüten, bald technisch vervollkommnet wurde. Das neue Verfahren bürgerte sich nach und nach in anderen Ländern, so auch in Deutschland, ein. Und so kann Europa jetzt den 100jährigen Geburtstag der Freimarke feiern.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 28, bezogen werden.

„So wollen wir filmen" heißt das neue Buch des bekannten und beliebten Photo- und Filmfachmannes Alexander **S t ü l e r**, in dem er Anregungen für die innere Gestaltung des Amateurfilms gibt (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart, Preis kart. RM. 3,20, in Ganzleinen geb. RM. 4.—). Stüler erklärt in diesem Buch, wie man die einzelnen Aufnahmen zu wirkungsvollen Filmen zusammenstellt, er schafft einen ganz neuen Eigenstil für den Amateurfilm und weist auch dem Lehrfilm neue Wege. Von Aufbau und Großaufnahme, vom Sammelfilm, von der Laufdauer, vom Schneiden und Kleben und Ueberlagern, von Titeln, Innenaufnahmen Filmberichten ist in diesem Buch die Rede. Die zahlreichen Beispiele, die der Verfasser aufführt, könnte man fast Drehbuchmanuskripte nennen. Die angeführten Gegenbeispiele und die vielen Bilder und Skizzen veranschaulichen das Gesagte äußerst wirkungsvoll. Nach dem Studium dieses kleinen Buches weiß man jedenfalls, wie man seinen Film aufbauen soll, damit er abwechslungsreich und wirkungsvoll wird. Es genügt ja nicht, nur die Filmstreifen zu verknipsen, man muß die Bilder auch sichten, ordnen, zusammenstellen, mit Titeln verbinden, um Leben in das Ganze zu bringen. Und dafür ist Stüler mit seinem neuen, frischen Buch der richtige Führer.

„Offene Welt" nennt **O t t o C o r b a c h** sein im Rowohlt Verlag erschienenes Werk, das mit neuen Ideen einen Weg ins Freie für das in sozialen und politischen Nöten hinsiechende Europa zu finden sucht. Wenn Corbach auch vielfach von unseren Auffassungen abweicht, so sind seine Gedanken doch diskussionswert und es wäre zu wünschen, daß manche seiner Anregungen an geeigneter Stelle Beachtung fänden und auch in sonstigen weiteren Kreisen durchgedacht würden. Corbach befürwortet eine Siedlungspolitik großen Stils und sieht ein Heilmittel für die übervölkerten Industrieländer in der Aufschließung der großen an Naturschätzen und Siedlungsmöglichkeiten reichen anderen Kontinente, wobei ihm die bisher üblichen kolonialen Unterdrückungsmethoden jedoch völlig fern liegen. Corbachs Ausgangspunkt lautet: „Die weltwirtschaftliche Erschließung der noch nicht entwickelten Gegenden in den britischen Dominions wie in den lateinamerikanischen Republiken hat aufgehört, eine vorwiegend britische oder panamerikanische Angelegenheit zu sein. Nur eine Weltbewegung gegen Bodensperren, Einwanderungsschranken und andere Verkehrshemmungen auf der ganzen Erde kann die Voraussetzung für eine Lösung des Riesenproblems schaffen. Um eine Rettung des „Abendlandes" kann es sich dabei freilich nicht handeln; die erwachenden Riesenvölker Asiens werden sich von der Halbinsel Europa auf die Dauer keine Lebensformen und Moden vorschreiben lassen" Ein Problem von epochaler Bedeutung ist mit dem vorliegenden Werk angedeutet — ob die heutige Wirtschaftskrise den Anlaß geben wird, seine Lösung durch die Tat in die Hand zu nehmen?

Sendung und Schicksal betitelt sich eine von Norbert Glatzer und Ludwig Strauß herausgegebene Sammlung „Aus dem Schrifttum des Nachbiblischen Judentums", die soeben der Schocken-Verlag, Berlin SW. 19 (Leinen geb. Mark 5,50) herausgebracht hat. Angelehnt an die Buber-Rosenzweigsche Uebertragung dürfte diese Fülle von Literaturproben mit zu dem tiefsten und ergreifendsten zählen, was auf diesem Gebiete seit langem der Oeffentlichkeit vorgelegt wurde. Wenn auch zweifellos moderne Auffassungen sich mit der in diesem Werk sich spiegelnden Welt vielfach schneiden, so spricht aus diesem Werk doch eine Weltanschauung, die in ihrer reinen Ethik, ihrem Streben nach Wahrheit, ihrer Vererbung für Demut und Liebe sowie in ihrem sozialen Unterbewußtsein nicht hoch genug bewertet werden kann. So wirkt dieses Werk in jeder Hinsicht zeitgemäß: sowohl als ein Lehrbuch für jenen zweifellos kleinen Kreis, der daraus Lebenswerte für sich selbst sucht; dann aber auch als ein Wertmaßstab für eine weitere Oeffentlichkeit zwecks objektiver Beurteilung eines Gebietes über das heute von einer gewissen Hetzpresse aus durchsichtigen Gründen eine Flut von Schlamm und Schmutz ausgegossen wird. Welch starker sozialer Gehalt steckt in dem Bericht des Florius Josephus über die Lehre des Essäer; welch tiefe religiöse Wahrheit enthält der Satz: „Die große Schuld des Menschen sind nicht die Sünden, sondern daß er in jedem Augenblick die Umkehr tun kann und nicht tut"; welch erhabene Staatsauffassung kündet die Lehre: „Auf drei Dingen steht die Welt: „Auf Recht, auf Wahrheit, auf Frieden". Mag an dem Buch auch manche theologische Auffassung antiquiert erscheinen — sein ethischer Gehalt wird für alle Zeiten gelten.

Der große Brockhaus, Handbuch des Wissens in 20 Bänden hat soeben den Band 11: L—Maß, (in Leinen Mark 23.40; bei Umtausch eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen Mark 21.15) herausgebracht. Wie angesagt ist dieser 11. Band pünktlich erschienen, mit einer unerschöpflichen Fülle an neuem Tatsachenmaterial, mit zahlreichen einfarbigen und bunten Abbildungen prächtig ausgestattet. Es wäre sicher reizvoll und nicht ohne Wert, einmal zu untersuchen, welche Rolle das Konversationslexikon, dem man heute die schönere Benennung „Handbuch des Wissens" gegeben hat, in der geistigen Entwicklung unseres Volkes gespielt hat und noch heute spielt. Aus der Literatur kennen wir zahlreiche Zeugnisse bedeutender Persönlichkeiten, die sich gern und offen zu ihrem „Brockhaus" bekannt haben. In Eckermanns Gesprächen können wir nachlesen, daß Goethe oft nach diesem Werk gegriffen hat, um sich dort Auskunft zu holen, und noch heute steht die 6. Auflage von Brockhaus Konversationslexikon in seiner Studierstube im Haus am Frauenplan zu Weimar. Ja, in den Fieberphantasien der letzten Krankheit unseres größten Dichters spielte der „Brockhaus" eine Rolle, wie der verdienstvolle Goetheforscher Freiherr von Biedermann berichtet. Was hätte Goethe wohl gesagt, wenn er den neuen Brockhaus noch zu Gesicht bekommen hätte! Eindrucksvoller als sonst irgendwie hätte der „Jupiter" da ein Bild von der heutigen Welt bekommen. Das sind vor allem Artikel, die über die beispiellose technische Entwicklung des letzten Jahrhundert berichten: Lichtspielwesen (18 Spalten Text, 46 Abbildungen), Lokomotive (reiches Abbildungsmaterial!), Luftschiff und Luftverkehr (58 Abbildungen, Flugstreckennetz, Karten!). Mit welcher Anteilnahme seines allumfassenden Wissendrangs hätte „der Alte von Weimar" wohl die ausgezeichneten naturwissenschaftlichen Artikel des Bandes studiert, die wir unter den Stichwörtern Leuchtorganismen (mit einer farbenprächtigen Bildertafel), Luftdruck (mit bunten Karten: Luftdruckverteilung und Windsysteme, Luftkreislauf) oder Laut finden. Oder die Artikel, die zu aktuellen Geschehnissen im Zusammenhang stehen: Lappobewegung, Litauen (zur Memelfrage!). Gerade auch bei diesen Artikeln, die mit unbestechlicher Sachlichkeit geschrieben sind, zeigt sich die Unentbehrlichkeit des „Großen Brockhaus" für jeden, der über den heutigen Stand der Dinge sich unterrichten will.

Rätselecke

Rätsel

Mit M ein Fluß im deutschen Land,
Mit R dem Wandersmann bekannt,
Mit N im heilgen Land ein Ort,
Mit K verübte Brudermord,
Mit H ein Busch im stillen Tal —
Was ist das wohl? — Nun rat' einmal!

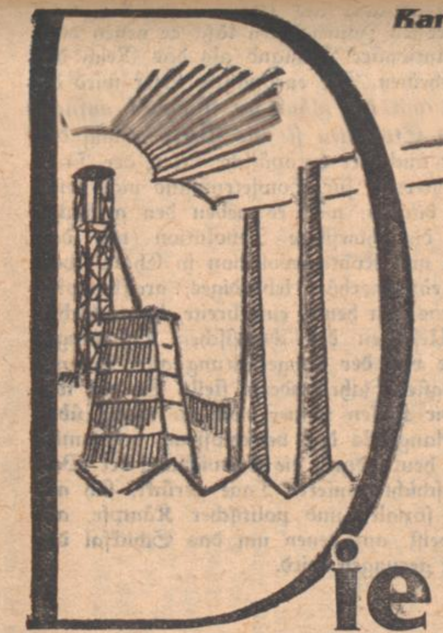
Rechen-Aufgabe

Auf einem Feste waren 12 555 Menschen; darunter befanden sich viermal soviel Türken als Franzosen, die Hälfte soviel Engländer als Türken, viermal soviel Deutsche als Engländer; der Rest bildete die Hälfte der Franzosen. — Wieviel befanden sich Türken, Franzosen, Engländer, Deutsche auf dem Fest, und wie groß war der Rest?

Rätselauflösungen

Auflösung des Rätsels: Eber.
Auflösung des Scherzrätsels: Lachtaube.
Richtig gelöst: Fritz Armbruster, Karlsruhe; Agnes Armbruster, Karlsruhe; Maria Karle, Forchheim; Aug. Binmler sen., Karlsruhe; Julius Grimmer, Karlsruhe; Friedr. Hörnel jr., Karlsruhe.

Schriftleiter S. G r ü n e b a u m, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28



Die Mußestunde

Karlsruhe, 4. Juni 1932
52. Jahrgang
23. Woche
Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Die Mestizen

Von Albert L o n d r e s.

Der bekannte französische Reporter Albert Londres kam auf der Rückreise von der Mandschurei, mitten in der Arbeit an seinem neuesten Werk über den chinesischen Krieg, in seiner Kabine auf der brennenden „Philippar" um.

„Was sind dreiunddreißig Jahre! Mich dünkt, es sei gestern gewesen . . ."

So schrieb ein berühmter General in einem Brief an den Kommandanten von Timbuktu.

„Nie ist mir diese Zeit aus dem Sinn gekommen. Ach du mein lieber Sudan. Was ist aus meiner kleinen Hütte am Bonnier-Fort geworden? Was aus meiner Musso? Und aus meinem Sohn? Wie süß war der! Er hieß Robert. Jetzt muß er wohl ein Mann sein. Was mag aus ihm geworden sein? Glauben Sie mir, ich habe immer alle Kameraden, die aus der Kolonie zurückkamen, nach ihm gefragt. Aber keiner wußte etwas. Seine Mutter stammte aus dem Dorf Kabara und hieß Aissa. Ich wäre Ihnen unendlich dankbar . . . ."

Ja, die Mestizen!

Hier der Brief eines anderen Generals:

„Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich im Jahre 1904 im Friedhof von M., in der Nähe des Forts, ein Kind begraben habe. Auf seinem Grab ließ ich nur den Namen Henri meißeln. Hätten Sie vielleicht die Güte, wenn der Sand nicht schon alles begraben hat . . ."

Robert, Henri, André, sämtliche Heiligennamen des Kalenders könnte man mehrere Male aufzählen. Das sind alles Mestizen. Die ganz Kleinen saugen noch an den Brüsten ihrer Negermutter.

Manchmal ist der Vater da, meistens nicht. Er ist entweder ein Beamter, oder ein Geschäftsmann, oder ein Offizier: immer ein Vorübergehender. Wenn er da ist, so ist es nicht für lange, wenn er weg ist, so wird es wahrscheinlich für immer sein. Das Kind wächst in der Hütte auf, denn die Negermutter ist zu ihren Eltern zurückgekehrt. Das Dorf sieht ihn wie ein Paria an und haßt ihn, weil dieser Milchsauger später seine Hirse verzehren wird. Keine soziale Vernunft wird dieses Urteil abschwächen. Man setzt ihn instinktiv herab: nicht weiß, nicht schwarz, also gar nicht. Die Mama? Wird sich mit einem Mandingo wieder verheiraten. Und seine kleinen Brüderchen werden eine Rasse, eine Familie, eine Heimat haben, denn sie werden ganz schwarz sein. Er aber, der Mestize, hat keinen Namen, kein Blut, keinen Boden, mit dem er verwachsen wäre. Selbst die Brust, an der er saugt, gehört ihm nur zu fünfzig Prozent. Sein ganzes Leben lang wird er die andere Hälfte suchen. Diesen armen Kindern fehlt jede Sicherheit, sie fallen bald nach der einen bald nach der anderen Seite um. Sie sind die Ueberreste eines Schneiders, der es zu eilig gehabt hat. Diejenigen, die sie aufnehmen, werden niemals vergessen, daß sie nicht nach Maß gemacht sind. Sie schlottern. Sie sind wie jene Spielschiffe, die man in den Bassins der Stadtparks sieht. Kaum nähern sie sich dem Rande, werden sie mit Stöcken wieder zurückgestoßen, und wenn sie in die Mitte kommen, überschäumt sie der Springbrunnen. Viele gehen unter, die Ueberlebenden haben ihre Farbe verloren.

Diese Namenlosen, Halbblütigen, tragen die Namen von Heiligen der katholischen Religion. Die Republik läßt sie nicht allein im Urwald. Sobald sie sieben Jahre alt sind, werden sie vom mütterlichen Napf weggerissen und in verschiedenen Zentren vereinigt, wo es Mestizenschulen gibt. Sie bilden wirklich die seltsamste Kategorie von Waisenkindern: denn sie sind Waisen, deren Vater und Mutter noch leben.

Solange der Papa in Afrika lebt, gibt er sie nicht auf. Wenn er an der Schule vorbeireitet, besucht er sie, selbst wenn er von der letzten Ferienreise mit einer weißen Frau zurückgekehrt ist. In den besten Häusern sieht man Mestizen zwischen Vater und der Vatersfrau sitzen. Auf dem Schiff, auf der Hinfahrt, hat es der Vater seiner neuen Frau mit einiger Schonung mitgeteilt. Und die Französin, wenn sie klug ist, sieht wohl ein, daß solche Vorkommnisse in den Kolonien gewöhnlich sind, und nimmt das Kind während ihres Aufenthalts bei sich auf. Sobald aber weiße Kinderchen kommen, wird der kleine Mestize hinausgeschmissen. Arme Mestizen: Die schwarzen Kinder seiner Mutter sind nicht seine Brüder und die weißen Kinder seines Vaters sind auch nicht seine Brüder. Haben sie deshalb so große Augen, weil sie so lange versucht haben, zu verstehen, was sie nie verstehen werden?

Diejenigen, deren Vater verschwunden ist und die auf der Schule nichts geleistet haben, findet man in den Dörfern wieder. Die Mutter, wieder eine Negerin im Negerland, ist alt geworden. Das Kind besitzt nichts als seinen Vornamen. Manchmal bleibt ein Weißer, der vorüber kommt, stehen und ruft: Das ist dem Soundso sein Sohn!" Und schenkt ihm zehn Sous.

Wenns ein Mädchen ist und noch hübsch dazu, reichen die Weißen sie sich in der Runde herum. Dafür bekommt sie fünf Franken.

Manchmal geht es einigen besser. Joseph hat noch seinen Papa, einen bekannten Kakaohändler. Er darf mit ihm in der Pension von Mutter Vaiselle essen. Die Gäste kennen ihn und streicheln ihn, wenn sie an seinem Platz vorbeikommen. Abends um neun Uhr bringt ihn der Kakaohändler zu Bett, und der kleine Joseph ist glücklich; denn er weiß noch nicht, daß es Schiffe gibt, die die weißen Papas nach Frankreich zurückfahren.

Später werden diese Kinder Schullehrer oder Hebammen und heiraten manchmal untereinander. Zuweilen gibt es eine ganz entzückende Hochzeit, weil die Hebamme die Tochter des Gouverneurs ist. Aber solche Ausnahmen sind ebenso selten wie ein kühler Wind.

Im Grunde ist der Mestize ein sehr unglücklicher Mensch. Die Schule macht aus ihm moralisch einen Frnazosen, aber das Gesetz drückt ihn zum Rang der Eingeborenen hinunter und verbietet ihm, den Namen des Vaters zu tragen. Wenn er zwanzig Jahre alt ist, muß er in der schwarzen Armee dienen. Wenn ein Neger in Dakar oder Rufisque oder Saint Louis oder Gorée geboren ist, ist er französischer Untertan. Aber der Sohn des Generals X, des Gouverneurs Y oder des Ingenieurs Z bleibt ein Neger, wenn er im Innern des Landes geboren ist. Er unterliegt den besonderen Gesetzen für Neger, wird wie ein Neger besoldet, das heißt, wo ein anderer neun Franken täglich verdient, bekommt ein Mestize nur zwei Franken fünfzig. Von den Beamten wird er nur wie ein Neger behandelt, und wenn zufällig ein anderer Neger im Büro sitzt, wird er wie ein Hund empfangen. Der kleine Mestize Henri, der nicht dumm war, sagte mir: „Wir müßten eigentlich nur aus Hintern bestehen, damit wir alle uns zugedachten Tritte bekommen können!"

„Wären wir nur nicht geboren," sagte mir Robert, „so brauchten wir auch nicht so viel leiden. Sind wir wirklich Wilde?"

Mit diesen Worten führte er mich in sein Haus, das sehr sauber gehalten war.

„Wer ist denn das?" fragte ich und zeigte auf die Photographie eines Generals, die aus einer illustrierten Zeitschrift ausgeschnitten war.

„Das ist mein Vater!"

Sie beklagen sich nicht darüber, daß man sie hat liegen lassen und sich nicht um sie kümmert. Das erscheint ihnen wie ein Naturgesetz. Sie fühlen dunkel, daß sie nur Kinder des Zufalls sind. Aber warum hat man sie dann in Schulen geschickt, in denen man ihnen eingepaukt hat, sie seien die Nachkommen der Gallier? Sie tragen Schuhe, Hemden, Hosen und zuweilen auch Brillen. Aber es wäre besser gewesen, ihnen das Lesen nicht beizubringen, da hätten sie wenigstens in den Zeitungen den Namen ihres Vaters nicht entdeckt!

Sie erheben keinen Anspruch auf Anerkennung der Vaterschaft. Sie kennen ihre Lage zu gut und wissen, daß sie unter einer Erbsünde leiden, für die Adam verantwortlicher ist als seine Nachfolger. Aber sie wollen sich loskaufen; sie wissen zu gut, welche Achtung einem echten Weißen zukommt und verzichten auf die Ehre, als Söhne ihres Vaters voll anerkannt zu werden. So anmaßend sind sie nicht, daß sie für Weiße gehalten werden wollen; aber deren

Nationalität möchten sie haben. Nicht Söhne des Herrn Soundso, aber Franzosen wollen sie sein, das ist ihr Traum.

„Das Schlimmste dabei ist nämlich," pflegen sie zu sagen, „daß wir die Söhne derer sind, die das Land erobert haben!"

Tragisch genug.

(Mit besonderer Erlaubnis des Agis-Verlags, Wien-Berlin, dem Buch „Schwarz und Weiß" entnommen.

So lebt China!

Von Fritz Rosenfeld (Wien)

Der russische Dichter Sergej Tretjakow hat mit seinem wuchtigen Revolutionsdrama „Brülle, China!" als einer der ersten die soziale Situation des um seine Befreiung vom Joch des europäischen und amerikanischen Kapitalismus kämpfenden China der gesamten zivilisierten Welt gezeigt. An der historischen Episode der Niedermetzelung zweier unschuldiger chinesischer Kulis durch den Kapitän eines englischen Kanonenbootes, das vor Wan-Sien lag, hellte Tretjakow mit dem geschickten Griff eines großen Dramatikers die Verbrechen der kolonialimperialistischen Staaten an dem unterdrückten chinesischen Volk auf. Tretjakow war Lehrer an der Universität in Peking; er brachte den chinesischen russischen Studenten nicht nur die russische Sprache, er brachte ihnen auch den Geist der Revolution nahe. Von einem dieser chinesischen Studenten erzählt Tretjakows neuer Roman „Den-Schi-Chua" (Malik-Verlag, Berlin). Der Dichter nennt das Buch ein „Bio-Interview", weil es das Werk zweier Menschen ist: der Student Den-Schi-Chua hat es erlebt, Sergej Tretjakow hat es mit der Tatsachentreue eines modernen literarischen Propagandisten gestaltet.

Ein chinesisches Alltagsleben rollt in diesem seltsamen Roman ab. Ein Student schildert sein Elternhaus, seine Familie, die Lebensbedingungen des alten chinesischen Dorfes, die religiösen Zeremonien; er schildert das alte China, seinen Ahnenkult, seine uralten Gebräuche. Der Vater dieses jungen Chinesen aber steht schon auf der Seite der Revolutionäre, die 1911 die Tsing-Dynastie stürzen und die chinesische Republik aufrichten; eine Republik, die allerdings nur Spielball in den Händen herrschsüchtiger Generäle und eigennütziger Militärdiktatoren war. Aus der allernächsten Perspektive, als Schicksal seines Vaters, erzählt Den-Schi-Chua das Hin und Her des revolutionären Kampfes, der geheimen Ausrüstung von Truppen, der Geldsammlungen, der Leiden in den Kerkern der Generale. Der Vater sollte hingerichtet werden, floh, lebte versteckt, unter fremdem Namen, wurde wieder aktiver Revolutionär, erhielt Aemter und Würden, wenn seine Partei siegte, wurde verhaftet und ausgeplündert, wenn die Gegner an die Macht kamen. Die Revolutionen dieser Jahre wuchsen aus der verzweifelten Empörung eines geknechteten, rechtlosen, von den fremden Mächten, vor allem von Japan, ausgebeuteten Volkes. Sie waren impulsive Abwehrbewegung, aber nicht aus Kenntnis der politischen und sozialen Ursachen keimende planvolle Erhebung. Daher konnte der Revolutionär von gestern heute sich zum reaktionären Diktator aufwerfen, daher wurde der tapferste Kämpfer von heute morgen zum Verräter. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit zeigt Tretjakow nun, wie der Sohn, Den-Schi-Chua, an der Pekinger Universität unter den Einfluß marxistischer Gesellschaftsbetrachtung geräte und sich in eine ganz andere Art von Revolutionär verwandelt: der alte, gefühlsmäßige tapfere Rebell wird von dem mit den Waffen gesellschaftskritischer Erkenntnis streitenden, unerschütterlichen revolutionären Denker abgelöst; die Revolution, die früher von einer Oberschicht, von den Intellektuellen, getragen wurde, stützt sich nun auf die Massen der Kulis, auf das chinesische Proletariat. Diese welthistorische Entwicklung wird im Erleben eines einzelnen Menschen gespiegelt; der Bericht über das Schicksal eines einzelnen chinesischen Studenten weitet sich zum chronikartigen Zeitdokument, zur umfassenden geistesgeschichtlichen und revolutionsgeschichtlichen Darstellung des Wegs, den China von 1910 bis 1927 gegangen ist. Ueber den letzten Kapiteln liegen schon die Schatten des neuen Krieges, der heute Ostasien zerstört und die Welt bedroht: der Druck Japans wird immer größer, das imperialistische Verlangen des japanischen Kapitals immer unersättlicher, der Abwehrwille Chinas immer stärker. Diese Spannung, die auf beiden Seiten das Blut erhitzte, mußte zu einer Explosion führen, die einen Granatenhagel der militärisch stärkeren Partei auf die Städte der schwächeren niedergehen ließ.

Den-Schi-Chua wird von seinen Eltern zu einer Ehe überredet, die zerbricht. Den-Schi-Chua bringt mühsam die Summen zusammen, die das Studium an der Universität erfordert. Den-Schi-Chua erzählt, wie er sich erst für Tolstoi und Tschechow begeisterte, für den Anarchismus und den Dichter der Kleinbürger, wie er dann auch diese Schriftsteller, die in der Enge seiner geistigen Welt zu Erlösergestalten aufwuchsen, kritisch sehen lernt und mit der neuesten russischen Literatur, mit Gorki, mit Lenin in Berührung kommt. Der letzte Teil des Buches ist offene bolschewistische Propaganda; mit blendender Technik weist Tretjakow den segensvollen Einfluß Sowjetrußlands auf China nach, mit der agitatorischen Kunst eines großen Journalisten läßt er neben dem geknebelten China das revolutionäre Rußland als das Reich der Erfüllung aller Träume erscheinen. Der europäische Leser wird die Darstellung Rußlands nicht mit der gläubigen Naivität aufnehmen, mit der die chinesischen Studenten sie als Versprechung des Paradieses empfangen. Aber auch der europäische Leser, der Tretjakows bedingungslose Begeisterung für Sowjetrußland nicht teilt, wird ihm für dieses Buch danken, weil es neben den geschichtlichen Abhandlungen über die chinesische Revolution (wie das prächtige Buch „Revolution und Konterrevolution in China" von Manabendra Nath Roy) ein unerhört lebendiges, greifbar-plastisches Bild chinesischen Lebens von heute, eine breite, bunte Schilderung der soziologischen Ursachen des chinesischen Befreiungskrieges, ein gewaltiges Epos von der Umgestaltung aller Lebensformen in China des zwanzigsten Jahrhunderts stellt. So viel wir auch über China wissen, wir wissen immer noch zu wenig über das Land, das jahrhundertelang als das verschlossene, geheimnisvolle Märchenland galt und heute, durch die Entwicklung der Welt in den Mittelpunkt der Geschichte unserer Tage gerückt, sich als ein Hexenkessel erbittertster sozialer und politischer Kämpfe, als eines der Schlachtfelder erweist, auf denen um das Schicksal der Menschheit, um die Zukunft gerungen wird.

Sevilla, die Stadt mit den zwei Seelen

Von Sophie Kramsztyk

„Sevilla, die Lachende, die Liebende, ist die Gleiche geblieben", sagte mir ein Reisender, dessen Weg über Spanien den meinen kreuzte.

„Unser armes Sevilla! Sie werden es nicht wiedererkennen!" begrüßte mich die Wirtin der Pension, in der ich schon vor drei Jahren gewohnt hatte.

„Sevilla ist erwacht!" erklärte mir ein junger Arbeiter. „Anstatt „Sevilla der Semana Santa" sind wir jetzt „das rote Sevilla". Und im Atelier eines anerkannten und vom Staate besoldeten Bildhauers sah ich neben den einst angefertigten Köpfen der Mächtigen der Monarchie eine für das Rathaus von Sevilla bestellte Büste der Republik. Nach französischem Muster.

Wie eine weiße Blume liegt Sevilla im satten Grün der andalusischen Ebene; ein tiefblauer Himmel spannt sich darüber wie eine Märchendecke aus einem Kalifenmärchen, und das Kreuz auf der Giralda, dem einstigen Minarett, ist ein Symbol seiner zwiefachen Seele, der maurischen und der christlichen. Vergessen aber darf man nicht, daß das Kreuz aufgezwungen wurde, und daß diejenigen, die die Araber verjagten, niemals ihre Spur haben vertilgen können. Der Sevillaner war stets nur ein halber Christ gewesen, trotz der unzähligen Kirchen, trotz seiner Madonnenverehrung und trotz der weltberühmten Prozessionen der Semana Santa. Man kann sogar sagen, daß der Charakter dieser Prozessionen nicht ganz christlich, und daß selbst der Katholizismus der Sevillaner maurisch war. Nun aber ist dieser leidenschaftliche und sinnliche Katholizismus von der breiten Masse des Volkes abgefallen wie ein abgetragenes Kleid, denn ein neues Gewand hat sich ihr geboten und eine neue Begeisterung sich ihrer bemächtigt. Die Revolution, die Freiheit, ist die neue Leidenschaft der Sevillaner, und so, wie sie früher die Könige und die Kirche feierten, empören sie sich jetzt bei der Erinnerung an Alphons XIII. und lehnen sich gegen den Klerus auf: die einzige Prozession, die sich während der Osterwoche auf die Straßen von Sevilla herauswagte, wurde von der Menge mit Steinen vertrieben.

Die Kathedrale von Sevilla ist aber nach wie vor der Sammelpunkt der bürgerlichen und monarchistischen Elemente geblieben, und das Halbdunkel, die sich brechenden Lichtstrahlen, der feierliche Gesang, die Stimmen der Priester, die ganze Weihe und das leichte Gruseln sind dazu angetan, eine unbewußte wollüstige Stimmung zu erwecken. Wo sonst soll auch der Jüngling von Sevilla den Anblick der Frauen genießen? Die Frauen und Mädchen von Sevilla leben nach wie vor in der Abgeschiedenheit. Nach wie vor versammeln sich die Männer in Clubräumen, Kaffeehäusern und Kabaretts, und die Frauen bleiben am „häuslichen Herd". Manchmal nur sieht man die vornehmen Frauen von Sevilla — soweit sie nicht ins Ausland verzogen sind — um eine bestimmte Stunde im Park Maria Luisa „spazieren". Aber sie spazieren nicht zu Fuß; sie fahren in ihren, meistens geschlossenen Automobilen oder auch manchmal in den altmodischen und malerischen Pferdekutschen. Zu Fuß nie. Denn sie sollen sich nicht nur nicht unter das Volk mischen, sondern sie sollen auch nicht in die unmittelbare Nähe der Männer kommen. Außer in der Kirche. Wenn man die schönen Sevillanerinnen mit dem hohen Kamm im Haar und der weltberühmten Mantille sehen will, so muß man sich schon in die Kirche begeben. Und die Kirche ist oft eine stille Kupplerin. Es kreuzen sich hier manche begehrliche Blicke, und manch ein stummes Versprechen wird gegeben. Die Kirchen von Sevilla sind voll verhaltener Leidenschaft, die auch die Luft dieser Stadt ihre Kunst und Musik durchtränkt. Diese von den Mauren geerbte Leidenschaft verlangt stets nach Ausbruch. Man muß die Sevillaner sehen, wenn sie einem Schauspiel zuschauen. Nicht unbedingt einem Stierkampf. Es genügt, die Frauen tanzen zu sehen. Und wie ist auch dieser Tanz, der Flamengo! Der urechte Flamengo wird selten von schlanken, jungen Mädchen ausgeführt, sondern von etwas üppigen Frauen, wie es die Zuschauer haben möchten. Das Körperliche, das Sinnliche, das durch die Reife Lockende ist es, was sie suchen, was sie begeistert und hinreißt. Es liegt keine Frivolität in diesem Tanz. Nichts Laszives. Leidenschaft der Seelen und der Sinne, Romantik und Eros. Spanische Tücher, Kastagnetten, aber durch all dies Drum und Dran sieht man die arabische Frau ihren Bauchtanz, ihren Haremstanz darbieten. Und so ungekünstelt wie der Tanz ist die Begeisterung der Zuschauer. Von der Bühne zum Zuschauerraum, vom Zuschauerraum zur Bühne strömt die gleiche echte Sinnlichkeit. „Dole! Dole! Dole!" schreit die Menge, um die Tänzerin anzufeuern, und dieses „Dole!" ist kein Peitschenhieb des Treibers; es ist der heiße Schrei des im Geiste Mittanzenden . . . „Dole!"

Es hat sich nicht viel verändert, dieses Sevilla mit seinen „Dole!" Im Gewühl der engen maurischen Gassen blickt man nach wie vor durch schöne Gittertore in weiße Innenhöfe aus Marmor, in denen unter Palmen Springbrunnen rauschen, und an den vergitterten Fenstern der Frauengemächer sieht man oft Tag und Nacht verliebte Jungens kleben.

Aber — es kommen weniger Touristen nach Sevilla. In der Calle Sierpes, wo kein Auto und kein Fuhrwerk das Flanieren stören darf, haben die Zivilgardisten anläßlich eines kurzen Aufstandes geschossen. Das herrliche Hotel Alphons XIII. hat seine Pforten geschlossen, weil der Pächter dieses vom Staate für die Ausstellung erbauten Prachtpalastes sich angeblich dem Wunsche der republikanischen Regierung in bezug auf die Namensänderung des Hotels nicht fügen wollte. Der Vorwand muß ihm in der Zeit des allgemeinen Rückganges des Touristenbesuches willkommen gewesen sein. Nun wurde auch die Semana Santa so gut wie garnicht mehr gefeiert und wird es auch kaum im nächsten Jahre werden, trotzdem es natürlich unter den Monarchisten Leute gibt, die es nicht unterlassen können mir zu versichern: „im nächsten Jahre haben wir sie wieder!" — Dem englischen Touristen behagt es nicht mehr in Sevilla. „Wir haben unsern König, und werden ihn behalten, trotzdem es uns auch nicht gerade glänzend geht; warum mußten sich denn die Spanier in solche Abenteuer stürzen?" sagte mir ein alter Engländer und reiste ab, denn die Nähe des kommunistischen Kongresses paßte ihm nicht. Aber Sevilla ist der Fremdenindustrie überhaupt nie sehr ergeben gewesen. Spanien ist kein Land der Hoteliers. Die Fremden werden hier wohl liebenswürdig und gastfreundlich empfangen, erwecken aber weder Geldgier noch ein übermäßiges Interesse, besonders nicht in Sevilla, dieser in sich selbst versponnenen und verliebten Stadt. Und schon garnicht in diesem Augenblick, wo Sevilla, erwachend, sich in den breiten Strom des sozialen Kampfes stürzt. Das versklavte Andalusien, wo Menschen vom Morgengrauen bis in die späte Nacht für 2 Peseten arbeiteten, ist erwacht, und ganz trunken von der neuen Freiheitsluft möchte es mit einem Schlage eine vollkommene Gleichheit und ein allgemeines Wohlleben erzwingen. Ohne Sinn für Uebergänge, ohne Verständnis für geschichtliche und nationalökonomische Gesetze, ist der andalusische Arbeiter Anarchist geworden, wie er Christ und Katholik gewesen ist. An den Wunderglauben gewöhnt, erwartet er Wunder von der Revolution und der Republik und ist mit der demokratisch-sozialistischen Regierung unzufrieden, weil sie vermittelnd und erwägend ans Werk geht. Mehr noch als in Barcelona herrscht in Sevilla ein Wirrwarr der politischen Begriffe und Methoden, und überaus schnell und unbedacht greift das Volk zum Aufstand. Es fließt Blut. Und dennoch, langsam zunächst, bricht auch in diesem lachenden, liebenden und leidenschaftlichen Sevilla das Verlangen nach einer sinnvollen Aufbauarbeit durch. Unwillkürlich wurde mir das schöne und strenge Antlitz der steinernen Republik, das ich neben dem dunklen Kopfe des Loyola in der Bildhauerwerkstatt neben dem Alkazar in einem Hause, das den Königen von Spanien gehörte, gesehen hatte, zum Symbol eines neuen Sevilla.

300 Jahre Zeitungsanzeige

Von Ernst Edgar Reimérdes

Man möchte ohne weiteres annehmen, die Zeitungsanzeige sei ebenso alt, wie die Zeitung selbst. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Erst mehrere Jahrzehnte nach Begründung der ältesten Zeitung, vor 300 Jahren, kam man auf den Gedanken, einen Anzeigenteil einzurichten, der allerdings zunächst noch wenig benutzt wurde, weil man sich vor diesem „Schritt in die Oeffentlichkeit" scheute. Bekanntlich gibt es, wenn auch vereinzelt, heutzutage noch rückständige Firmen, die von Zeitungsreklame nichts wissen wollen und sie für unfein halten; ein Standpunkt, über den man unwillkürlich lächeln muß. Für jedes moderne Geschäftsunternehmen ist Zeitungsreklame einfach unentbehrlich und das hierfür ausgegebene Geld zweifellos gut angelegt, vorausgesetzt, daß es sich um eine geschickt abgefaßte, wirkungsvolle Anzeige handelt. Sie erregt das Interesse des Lesers, sie erweckt seine Neugierde und zwingt ihn, sich mit dem angebotenen Gegenstand zu beschäftigen. Schon erwacht in ihm der Wunsch, ihn zu erwerben und schließlich wird der Gedanke zur Tat. Ebenso wie dem Geschäftsmann leistet die Anzeige also auch dem kaufenden Publikum wichtige Dienste, namentlich in dieser Zeit schwerer wirtschaftlicher Not, wo die meisten Menschen gezwungen sind, günstige Einkaufsgelegenheiten auszunützen, die gegenwärtig fast täglich geboten werden. Damit sie ihren Zweck voll und ganz erfüllt, muß eine Anzeige möglichst wirkungsvoll abgefaßt sein, wobei auch der Humor manchmal geschickt herangezogen wird. — Die Zeitung macht aber nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst Propaganda durch Eigeninserate, die ein gutes Werbemittel zur Erhöhung der Abonnentenzahl und zur Vergrößerung des Anzeigenteils sind. Jede Tageszeitung legt heute besonderen Wert auf eine vorbildliche, abwechslungsreiche Reklame, sie muß Anregungen und Ideen schaffen.

Welch wichtiges Werbemittel die Zeitungsanzeige ist, bezeugt die Tatsache, daß in Deutschland jährlich mehrere Milliarden für Inserate ausgegeben werden. — Als Erfinder der Anzeige gilt merkwürdigerweise ein Arzt, Theophrastus Renaudot, der vor 300 Jahren in Paris lebte. In der ältesten deutschen Zeitung, der heutigen München-Augsburger Abendzeitung, die 1609 begründet wurde, gab es noch keinen Anzeigenteil. Von Paris aus kam die Zeitungsanzeige nach London und erst von dort im Jahre 1673 nach Deutschland, wo sie meist in einer besonderen Beilage (Anzeigenblätter) ihren Platz fand. Damals erschien in Hamburg eine von einem gewissen Thomas von Wieringen herausgegebene Zeitung, der Relations-Courier, der nur Anzeigen, „Notifikationen", enthielt, und bis 1813 erschien. Es dauerte aber Jahrzehnte, bis gewisse Vorurteile gegen öffentliche Ankündigungen seitens des Publikums überwunden waren und die Zeitungsreklame sich allgemein durchsetzte. Erst seit 1720 findne wir in den wenigen damals vorhandenen Nachrichtenblättern wie Leipziger Zeitung, Straßburger Zeitung, Kölnische Zeitung usw. geschäftliche Ankündigungen, Familienanzeigen usw. Da der Staat, der auch zu jener Zeit schon immer in Geldverlegenheit war, hier ein gutes Geschäft witterte, führte er, als erster Preußen, 1726 ein Anzeigenmonopol ein. Durch Kabinettsorder wurde die Gründung von „Intelligenzblättern" befohlen und den damaligen Zeitungen die Aufnahme von Anzeigen kurzerhand verboten. Ein einfaches Mittel, jede Konkurrenz auszuschalten.

Anfang Januar 1722 erschien in Frankfurt a. Main die erste Nummer eines Intelligenzblattes, 1732 in Halle und 1750 in Leipzig. Diese Blätter enthielten ausschließlich Inserate. In seiner Nummer vom 2. September 1749 brachte das Frankfurter Intelligenzblatt folgende bemerkenswerte Geburtsanzeige: „Ist. Herrn Johann Caspar Goethe, Ihrer Röm. Kayserl. Majestät würklicher Rath, einen Sohn, Johann Wolfgang." Seit 1750 enthielt das Blatt auch ein Verzeichnis der Eheaufgebote. — In späterer Zeit zeigt sich der Staat auf dringende Vorstellungen hin betreffs der Inserate zu Konzessionen bereit. Nunmehr durften solche auch in den anderen Zeitungen erscheinen, während sie gleichzeitig in den Intelligenzblättern stehen mußten. Dem Beispiel Preußens waren natürlich andere Länder schleunigst gefolgt, da sie sich eine solche Gelegenheit, ihre Finanzen zu verbessern, nicht entgehen lassen wollten. Für die Entwicklung des Anzeigenwesens waren die damaligen Verhältnisse wenig günstig, es blühte erst auf, nachdem die gesetzlichen Schranken gefallen waren und auch das Zensur-, Kautions- und Konzessionswesen, unter dem die Zeitungen sehr litten, eine Wandlung erfahren hatte.

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts enthielten die Zeitungen allgemein Rubriken wie „Zu verpachten", „Zu vermieten", „Zu verkaufen". Stellengesuche bzw. Angebote von Handwerkern fehlen noch, weil die Zünfte damals schon einen Arbeitsnachweis eingerichtet hatten. Wenn ein wandernder Handwerksbursche in einer Stadt Arbeit suchte, wandte er sich an den Altgesellen seiner Profession. Die Handwerker brauchten also keine Anzeigen, es war den Zeitungen sogar verboten, solche aufzunehmen. Häufig erschienen bereits in den ältesten Blättern Verkaufsanzeigen von Häusern, Gastwirtschaften, Apotheken, Bücher, Medikamente, Seidenstrümpfe, Südfrüchte, Stoffe usw. werden angeboten und zum Christfest fordern die Spielwarenhandlungen und Konditoreien zum Besuch ihrer „großen Weihnachtsausstellungen" auf, die sie in ihren Läden veranstalteten, denn Schaufenster gab es damals noch nicht und das Hauptgeschäft spielte sich auf den Märkten ab. — Im Laufe der Zeit wurde der Inseratenteil immer größer und vielseitiger, so brachte das Frankfurter Intelligenzblatt nunmehr auch Markt- und Messenanzeigen sowie Anpreisungen von Lotterien, die es in Deutschland seit 1610 (Hamburger Klassenlotterie zur

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg